BASTEI
LÜBBE
TASCHENBUCH

BRYAN REARDON

WER IST MICHAEL SWANN?

THRILLER

Aus dem amerikanischen Englisch von
Alexandra Baisch

BASTEI LÜBBE
TASCHENBUCH

Über den Autor:

Bryan Reardon studierte Psychologie und arbeitete danach jahrelang für den Gouverneur des US-Bundesstaates Delaware. Anschließend machte er sich als Autor selbständig. Sein erster Roman Finding Jake wurde in den USA ein großer Bestseller. Wer ist Michael Swann? ist der erste Roman von ihm, der auf Deutsch erscheint. Bryan Reardon lebt mit seiner Familie in West Chester, Pennsylvania.

BASTEI LÜBBE TASCHENBUCH
Band 17805

Dieser Titel ist auch als E-Book erschienen

Vollständige Taschenbuchausgabe

Deutsche Erstausgabe

Für die Originalausgabe:
Copyright © 2018 by Bryan Reardon
Titel der amerikanischen Originalausgabe: »The Real Michael Swann«
Originalverlag: Dutton, in imprint of Penguin Random House LLC, New York

Für die deutschsprachige Ausgabe:
Copyright © 2019 by Bastei Lübbe AG, Köln
Textredaktion: Ralf Reiter, Köln
Titelillustration: ••• [Blockade bleibt]
Umschlaggestaltung: •••
Satz: hanseatenSatz-bremen, Bremen
Gesetzt aus der Minion Pro
Druck und Verarbeitung: CPI books GmbH, Leck – Germany
ISBN 978-3-404-17805-6

2 4 5 3 1

Sie finden uns im Internet unter
www.luebbe.de
Bitte beachten Sie auch: www.lesejury.de

Ein verlagsneues Buch kostet in Deutschland und Österreich jeweils überall dasselbe. Damit die kulturelle Vielfalt erhalten und für die Leser bezahlbar bleibt, gibt es die gesetzliche Buchpreisbindung. Ob im Internet, in der Großbuchhandlung, beim lokalen Buchhändler, im Dorf oder in der Großstadt – überall bekommen Sie Ihre verlagsneuen Bücher zum selben Preis.

Meiner Frau Michelle gewidmet, der nach zwanzig Jahren eigentlich sehr viel mehr zusteht als nur diese Widmung.

EINLEITUNG

Heute ist wieder mal der Tag. Therapie, also ist heute Dienstag oder Donnerstag. Ich schließe die Augen, versuche herauszufinden, welcher Tag genau es ist. Diese Leere frustriert mich. Ich berühre meine linke Schläfe, was mir inzwischen zu einer alten Gewohnheit geworden ist. Körperliche Narben habe ich von dem Geschehnis nicht davongetragen, nur Erinnerungen; manche gehören mir, andere nicht.

Die Therapeutin kommt pünktlich herein. Anhand dessen, wie sie sich kleidet, in einem langen bunten Kleid und einer warm aussehenden Jacke, lässt sie keinen Zweifel daran aufkommen, welchen Job sie ausübt, zumindest nicht hier drin. Sie heißt Marci Simmons. Und wie ich schon sagte, heute ist wieder mal der Tag.

Sie nimmt am Tisch mir gegenüber Platz. Ein Bildschirm steht zwischen uns, einsatzbereit. Unverwandt sieht sie mich an, etwas, das nur dienstags oder donnerstags vorkommt.

»Sind Sie sicher, dass Sie dafür bereit sind?«

Ich nicke, also drückt sie auf Start.

Das Video ist körnig, wird in den Schattierungen einer Überwachungskamera wiedergegeben, in Graugrün. Die erste Einstellung zeigt den Hinterkopf von jemandem, der sich durch eine Menschenansammlung schiebt, bis er die nach unten führende Rolltreppe erreicht. Er hat einen ganz gewöhnlich aussehenden Aktenkoffer in der linken Hand. Jemand in einer dunklen Uniform hält eine Hand hoch, aber der Mann drängt an ihm vorbei, poltert die Treppe hinunter und ist gleich darauf nicht mehr zu sehen.

Als Nächstes taucht anscheinend derselbe Mann wieder auf, hat den Aktenkoffer noch immer bei sich, als er die Plattform der U-Bahn-Station entlangsprintet. Danach kommt eine Reihe von kurzen Zusammenschnitten, auf denen er zu sehen ist, wie er durch einen dunklen Tunnel rennt. Irgendwann hält Marci Simmons das Video an.

»Gleich kommt es«, sagt sie.

Wieder nicke ich, also spielt sie das Video weiter ab. Die nächste Sequenz ist schwer zu verstehen. Der Mann rennt. Die Kamera wackelt. Etwas kracht von der Decke herunter, trifft den Mann, wirft ihn um. Dann verschlingt ganz plötzlich eine regelrechte Wand von Rauch oder Staub die ganze Umgebung, die in der grünlichen Färbung der Überwachungskamera merkwürdig verfremdet scheint.

»Das bin ich?«, frage ich.

Dieses Mal nickt sie. »Erinnern Sie sich an etwas?«

Darüber kann ich nur lachen.

Eigentlich ist das nicht meine Geschichte. Es ist *ihre*, auch wenn ich keine Ahnung habe, wo sie ist. Wenn die langen Tage in noch längere Nächte übergehen und ich die Augen schließe, habe ich noch immer ihr Gesicht vor mir, sogar den Ausdruck in ihren Augen. Mehr habe ich nicht. Das – und ihre Geschichte.

Ich denke, wenn irgendjemand das hier lesen wird, dann wird er sich fragen, woher ich wissen kann, was alles passiert ist. Tja, in Wahrheit entstammt diese Geschichte nicht den Worten anderer. Worte sind unzuverlässig, Erinnerungen sind noch schlimmer. Stattdessen kommt ihre Erzählung aus meiner Seele, aus unseren Seelen. Deshalb kann ich Ihnen versichern, dass wirklich alles davon wahr ist.

An einem Freitag im August explodierte eine Bombe unter der Stadt New York. Hunderte kamen ums Leben, Tausende wurden verletzt. Das passierte zu einem Zeitpunkt, als sich unser Land ohnehin schon am Rande eines Abgrunds bewegte. Unser aller Leben war davon betroffen, es änderte alles, veränderte die Welt. Unsere Wirklichkeit wurde zutiefst erschüttert, die grundlegendsten Prinzipien einer alternden Gesellschaft hinterfragt. Es führte dazu, dass wir alle in unserem Umfeld verdächtigten. Wer sind unsere Freunde – und wer unsere Feinde? Es führte dazu, dass wir Nachbarn und sogar nahestehende Verwandte hinterfragten. Sogar uns selbst. Vielleicht fragen Sie sich jetzt, wer ich denn bin, dass ich diese Geschichte erzähle. Darauf habe ich folgende Antwort.

ERSTER TEIL

1

Ich kann sie jeden Tag sehen. Ich schließe die Augen, und sie tritt aus der Dunkelheit hervor, eine strahlende Erscheinung, die ich einfach nicht verdiene. Noch immer habe ich sie an diesem Tag vor Augen. Sie hatte ein weißes Trägershirt und eine Caprihose an, auch wenn es Monate dauerte, bis mir wieder einfiel, dass das die richtigen Bezeichnungen dafür waren. Sie stand in der Sonne, deren Strahlen die weiche Haut ihrer Wangen streiften und die atemberaubende Intensität ihres Blicks verstärkten. Die dunklen Haare hatte sie nach hinten zusammengebunden, wodurch ihr markantes Gesicht und ihr langer, eleganter Hals betont wurden. Sie sah aus wie eine Läuferin und eine Anführerin, eine Mutter und eine zeitlose Schönheit, zumindest in meinen Augen. Und ich sah den Ring an ihrem Finger, silbern, schlicht. Ihr Name war Julia. Julia Swann.

An dem Tag, als es passierte, saß sie mit Evelyn und Tara, zwei Nachbarinnen, auf der Veranda hinter dem Haus. Ihre Kinder spielten im Garten mit großen, teuren Wasserpistolen. Ihre wilden Schreie hallten durch das engmaschige Straßennetz der Nachbarschaft, die sich außerhalb von Philadelphia auf dem Land erstreckte.

»Diese Aufstände gestern Abend, kaum zu glauben, oder?«, sagte Julia.

»Richtig verrückt, nicht wahr? Ich verstehe das einfach nicht.«

»Ich auch nicht«, sagte Evelyn. »Diese Proteste erinnern an das Wrestling, das sich mein Bruder als Kind immer anschaute.«

Julia lachte. »Stimmt, nur war da alles vorgetäuscht. Das hier ist real.«

»Ich finde, sie sollten einfach alle miteinander festnehmen«, sagte Tara in einem schärferen Tonfall als die anderen. »Nichts als dummes Gerede. Verkünden großartig irgendwelche Versprechen und reden von dieser verfluchten Mauer! Kein Einziger scheint sich darum zu sorgen, dass so viele Menschen ihre Jobs verlieren.«

Evelyn und Julia schwiegen einen Moment lang. Sie wussten nur zu gut, wie heikel dieses Thema werden konnte, insbesondere für Tara. Doch Julia wusste auch, wie besorgt ihre Freundin war. Und sie wollte ihr eine Gelegenheit geben, sich alles von der Seele zu reden. Vielleicht half ihr das ja.

»Über tausend Entlassungen?«, fragte sie mit gerunzelter Stirn und schwenkte das Glas Chardonnay, das sie in der rechten Hand hielt. Tara nickte. Ihre Augen röteten sich, als sie zur Seite sah. Die meisten Nachbarn wussten, dass sie und ihre Familie vermutlich von hier wegziehen mussten, wenn ihr Mann keinen neuen Job an Land zog.

»Das ist alles so verkorkst«, sagte Tara. »Ich dachte, er würde sein ganzes Leben lang hier arbeiten. So war das bei meinem Vater.«

»Heutzutage ist alles so anders«, sagte da die dritte Mutter, Evelyn Chase. Sie hatte kurze dunkle Haare und trug aufeinander abgestimmte Laufkleidung von Athleta.

Julia lehnte sich zurück und beobachtete die Kinder. Ihre Jungs, Evan, 12 Jahre alt, und Thomas, 8 Jahre, waren sehr gut mit Brady, Evelyns ältestem Sohn, befreundet. Gerade eben steckten die drei die Köpfe zusammen, als würden sie eine perfekt koordinierte Attacke auf die anderen Kinder planen.

»Ist es denn endgültig?«, fragte Julia.

»Ich denke schon, aber sie haben noch nicht verkündet, wer

gefeuert wird. Heute hat wohl irgendein wichtiges Meeting stattgefunden, aber ich habe bislang noch nichts gehört.«

»Kann er nicht hier etwas anderes finden?«

Tara schüttelte den Kopf und lachte müde. »Das bezweifle ich. Er ist Pflanzengenetiker. Wenn es da überhaupt irgendwelche Jobs gibt, dann im Mittleren Westen.« Wieder lachte sie, aber dieses Mal kullerte eine Träne über ihre Wange. »Könnt ihr euch das vorstellen? Ich in Iowa?«

»Da ist es ganz schön«, sagte Evelyn. »Das habe ich zumindest gehört. Frannie Goode ist vor ein paar Jahren dorthin gezogen, und ihr gefällt es richtig gut.«

»Ach wirklich?«, sagte Tara.

»Na komm«, sagte Evelyn. »Das wird schon. Am Anfang wirst du dich schwer tun, aber so ist das bei jeder Veränderung. Und du wirst schon sehen, den Kindern wird es da richtig gut gehen. Sieh sie dir nur an. Sie kommen mit allen klar. Und dann mit ihrem Sport, das wird super.«

»Und wenn sie es nicht in ein Team schaffen?«

Julia schüttelte den Kopf. »Tja, stimmt schon.«

Einen Moment lang sagte keine der drei etwas. In geübter Synchronie nippten sie an ihrem Wein. Die Kinder lachten und grüßten, als eine Nachbarin vorbeifuhr und ihnen zuhupte. Die drei Frauen lächelten und winkten.

»Sie hat eben in der Bibliothek angefangen«, bemerkte Julia geistesabwesend.

»Karen?«

»Ja.«

»In der Schule?«

»Nein, hier im Stadtteil.«

»Tatsächlich?«

Julia nickte.

»Das ist ja wunderbar«, sagte Evelyn.

Julias Handy vibrierte. Es lag auf der Lehne des Adirondeck-

Gartensessels, den sie und Michael gekauft hatten, als sie im Juni am Strand waren. Sie warf einen Blick aufs Display und sah, dass es ihr Ehemann war.

»Da muss ich rangehen.«

»Kein Problem«, sagte Evelyn.

Julia warf Tara einen kurzen Blick zu und bemerkte, dass sie die Kinder betrachtete. Es sah ganz so aus, als würde ihre Freundin gleich in Tränen ausbrechen. Julia stand aus dem Gartenstuhl auf, das Handy in der Hand, das Weinglas auf der Lehne, und legte die Hand sanft auf Taras Schulter. Sie sahen sich kurz an, und Julia lächelte. Es war ein angenehmes, freundliches Lächeln. Taras Blick fiel nach unten, und sie legte ihre Hand ganz kurz auf Julias. Auf dem Weg zum Haus spürte Julia eine leichte Übelkeit im Magen.

Mit einem »Hey« nahm sie den Anruf entgegen.

»Hey«, sagte auch ihr Mann Michael.

Im Hintergrund hörte sie Lärm. »Wo bist du? Das klingt nach einer Party.«

»An der Penn Station. Ich gehe gerade die Treppe runter.«

Sie atmete tief durch. »Wie ist es gelaufen?«

»Großartig«, sagte er. Sein Tonfall war anders als sonst, fiel ihr auf. Er war in letzter Zeit auffälliger geworden, als müssten seine Worte vor allem ihn selbst überzeugen. »Ich glaube, ich hab's geschafft. Sie haben mir die üblichen Fragen gestellt. Ich denke, ich habe sie ganz gut beantwortet. Die Zuständige von der Personalabteilung hat mich dann zum Mittagessen eingeladen. Du wärst begeistert von ihr. Sie hat selbst zwei Kinder, etwas jünger als unsere.«

Julia strich sich über den Bauch und schaute aus dem Fenster. »Haben dir die Büros gefallen?«

»Absolut.«

»Die Leute?«

»Ja, ganz gut.«

»Ganz gut?«, hakte sie nach.

»Also, ich meine, es war …«

»Oh.«

Die Welt draußen nahm wieder Konturen an, als einer der Jungs losbrüllte. Sie sah, wie sich Thomas, ihr Jüngster, die Stirn hielt. Sein strubbeliger blonder Pony verdeckte seine kleinen Finger fast vollständig. Aber sie sah, dass er die Augen weit aufgerissen hatte, ob vor Schmerz oder Wut, konnte sie nicht sagen.

»Ich muss los«, sagte sie.

»Alles okay?«

»Ja, Tara und Evelyn sind hier. Ich glaube, Thomas hat sich den Kopf angehauen.«

»Schlimm?«

Sie lachte. »Vermutlich nicht.«

»Wie geht's Tara so?«, fragte er.

Sie seufzte. »Es sieht nicht gut aus. Sie ist sich ziemlich sicher, dass sie von hier wegziehen müssen.«

»Das ist ja mal Scheiße«, sagte Michael.

Einen Moment lang schwiegen sie.

»Tja.«

Thomas drückte die Tür zur Küche auf. Sein Weinen war durch das Telefon zu hören.

»Hilfe«, sagte Michael. »Kümmere dich mal um ihn. Ich sollte in drei Stunden zu Hause sein, vorausgesetzt, der Zug hat keine Verspätung.«

»Ich liebe dich«, sagte sie.

»Ich dich auch.«

Julia legte genau dann auf, als Evan durch die Hintertür kam und zu Thomas aufschloss. Er beugte sich vor und redete leise mit seinem kleinen Bruder, hatte eine Hand auf dessen Schulter gelegt. In Momenten wie diesen erkannte Julia, wie sehr Evan seinem Vater glich, mit seinen rotblonden Haaren und den blauen Augen. Und wie sein Vater war auch er ein Baseball-Spie-

ler. Die Erkenntnis, wie reif ihr Sohn bereits war, überrumpelte sie gerade völlig.

»Sie werden so schnell erwachsen«, flüsterte sie.

Grinsend ging Evan zu den anderen Kindern nach draußen, und Thomas kam zu ihr. Er weinte nicht mehr, aber sie nahm ihn trotzdem in den Arm und küsste ihn auf den Kopf. Das verstrubbelte Haar roch nach Sonne und war überraschend warm an ihren Lippen.

»Was ist passiert?«, flüsterte sie und hielt ihn dabei fest.

Abgehackt kamen seine Worte heraus, wie bei chronischem Husten. »Brady hat mich auf den Kopf geschlagen.«

»Absichtlich?«, fragte sie.

»Bestimmt.«

Julia legte die Wange auf den warmen Kopf ihres Sohnes und unterdrückte ein Lachen. Ein breites Lächeln tauchte auf ihrem Gesicht auf, als sie über seinen Rücken rieb.

»Rate mal, was ich gestern gekauft habe?«

Sofort hörte das Schluchzen auf. »Was?«

»Dieses Eis, das du so gerne magst, mit der tollen Füllung.«

Er löste sich aus ihrer Umarmung und sah sie an. »Krieg ich eins?«

»Nur wenn du den anderen eins mitbringst.«

Barfuß hüpfte er auf dem Fliesenboden herum. »Okay.«

»Alles okay mit deinem Kopf?«

»Ja-ha.«

Das Gefühl, das Julia in diesem Moment übermannte, ließ sich nur schwer beschreiben. Es überkam sie häufig, vor allem aber in den eigenartigsten Momenten. Wenn sie still vom Zimmer nebenan zuhörte, wie ihre Söhne mit kindlicher Ernsthaftigkeit etwas absolut Banales besprachen. Wenn Evan die Brauen zusammenkniff, während er seine Mathe-Hausaufgaben machte. Oder wenn Thomas in den Schuhen seines Vaters mit Größe 46 durchs Haus stapfte. Gewissermaßen könnte man dieses Gefühl, ein flattriges Hochgefühl in der Zwerchfellgegend, als körperlichen Ausdruck reiner Liebe beschreiben. Doch es schien zugleich mehr und weniger als das zu sein. Es fühlte sich für sie ganz ursprünglich an, absolut unwiderlegbar, aber viel zu flüchtig. Den restlichen Tag dachte sie niemals wirklich daran, doch seine Abwesenheit lauerte ihr auf, passte den Moment ab, wenn das Leben einen Gang zurückschaltete, damit es wieder ausbrechen konnte.

Ungeachtet dessen fühlte es sich einfach und gut an. Sie wuschelte durch seine Haare und zog den Gefrierschrank auf. Sie wollte ihm gerade die Schachtel reichen, hielt dann aber mitten in der Bewegung inne. Ein grundloses Gefühl der Leichtigkeit erfasste sie, und sie wühlte durch die Schachtel, bis sie ein rotes Eis fand, ihre Lieblingssorte. Das nahm sie für sich heraus, dann reichte sie Thomas die Schachtel.

»Aber denk daran, teilen«, sagte sie.

»Mache ich.«

»Und fang bei den Erwachsenen an.«

Julia folgte Thomas nach draußen. Er eilte zu Evelyn und Tara und bot ihnen äußerst höflich ein Eis an. Die beiden Frauen wollten protestieren, dann grinsten sie breit, als sie Julia hinter ihm entdeckten, deren Lippen schon in tieferem Rot glänzten und deren Augen mit kindlicher Freude funkelten. Kichernd nahm sich Evelyn ein pinkfarbenes Eis und Tara ein grünes. Die drei Frauen aßen Eis und tranken Chardonnay, während sie ihren Kindern zusahen, wie sie an diesem heißen Sonnentag zusammen spielten.

2

So gegen 16.10 Uhr fuhr der Truck die schmale Zufahrtsstraße hinunter. Der Fahrer wusste, dass er früh dran war. Er war die Straße dreimal zur Vorbereitung abgefahren. Er folgte dem Pfad etwa eine halbe Meile lang, bis zu der Stelle, wo die Straße zu Ende war und in eine breite Wiese mit vertrocknetem Gras überging. Der Truck war noch nicht zum Stehen gekommen, da hatte er bereits entschieden, dass die Stelle aus zweierlei Gründen perfekt war. Zum einen war sie völlig abgelegen. Über Wochen hinweg hatte er die Zufahrt beobachtet, und nicht ein einziges Fahrzeug war hineingefahren oder herausgekommen. Zweitens: Die Kurve kam nach gerade mal 50 Yards die Amtrak-Bahnlinie hinunter. Er stieg aus und sah nach Osten zu den Schienen und dem trockenen Gras zwischen dem Fleck dort und dem, wo er stand.

Er lächelte nicht. Sein Gesichtsausdruck blieb hart und emotionslos, als er an seinem Truck entlanglief. Er entriegelte die Heckklappe, beugte sich nach vorn und holte zwei Benzinkanister heraus. Dann richtete er sich auf, lief damit zum Rand der Wiese und stellte einen Kanister ab. Den zweiten hatte er bei sich, als er von der Straße weg zu den Schienen ging. Das trockene Gras wiegte sich, streifte seine Schenkel und Hüften. Er streckte eine Hand leicht aus und ließ sie über die Halme streifen. Trocken. Perfekt.

Als er den Kanister aufschraubte und das Benzin langsam ausgoss, während er in Schlangenlinien an den Schienen entlanglief, murmelte er leise vor sich hin.

»Wenn die Zeit gekommen ist«, sagte er mit eigenartig flachem Tonfall trotz seines leichten Akzents, »dann werde ich als

der Patriot in Erinnerung bleiben, der die Dinge wieder gerade gerückt hat, nicht dieser Lügner. *Ich* bin der echte Amerikaner. Das werden sie nicht gleich begreifen. Vielleicht sehen sie mich zunächst als den Bösen. Aber das ist in Ordnung. Im Lauf der Geschichte wird es anders dargestellt werden. Ich bin der eine … der es mit Hundert aufgenommen hat. So viel weiß ich.«

Als der letzte Tropfen aus dem Kanister getropft war, machte er mit dem zweiten weiter. Als auch dieser leer war, ging er wieder zurück zu seinem Truck, lehnte an der Seitenwand, eine Hand in der vorderen Tasche seiner Jeans, die Finger um die Streichhölzer geschlossen. Als er die Schachtel herauszog, spiegelte sich die Sommersonne auf den Sternen und Streifen der Schachtel.

Bevor er ein Streichholz herausnahm, leckte der Mann einen Finger ab und hielt ihn in die Luft, prüfte, woher der Wind wehte. Heiß und trocken, er blies ostwärts, in Richtung des weit entfernten Atlantischen Ozeans. Er nickte und entzündete das Streichholz.

»Gott segne Amerika«, sagte er, als er mit dem roten Kopf über die Reibefläche fuhr.

Eine tränenförmige Flamme leckte an dem dünnen Hölzchen. Für sich genommen konnte es nur einen Moment lang brennen, dann würde es verglimmen. Doch stattdessen warf er das Streichholz weg, mit der nachlässigen Geste eines Mannes, der mit den Händen arbeitete. Vielleicht hatte er schon Hunderte von Grillfeuern in seinem Garten entzündet, Tausende von Burgern für seine Familie gegrillt. Das Streichholz vollführte einen trägen Bogen durch die Luft, landete eineinhalb Meter von ihm entfernt im Gebüsch. In Nullkommanichts züngelte eine größere Flamme auf. Sie wurde immer breiter, folgte der Spur, die der Mann zuvor abgelaufen war. Dichter grauer Rauch stieg auf. Einen Moment lang sah er zu, dann ging er zu seinem Truck zurück.

Bevor er von dort wegfuhr, beugte er sich zur Seite und öffnete den ledernen Aktenkoffer auf dem Beifahrersitz mit einer Zahlenkombination. Er klappte den Deckel hoch, sah sich den Inhalt an und nickte. Dann fuhr er los, zurück auf die Mautstraße in Richtung Lincoln Tunnel.

Um 16.25 Uhr glaubte der Lokführer des Acela Express aus Washington mit Stopps in Baltimore, Wilmington, Philadelphia und weiteren Orten im Norden seinen Augen nicht zu trauen. Er starrte aus dem Fenster des Zuges, der mit über 200 Stundenkilometern auf der Geraden von Newark in New Jersey unterwegs war, kurz bevor er für die Einfahrt in den Bahnhof langsamer wurde. Er blinzelte, aber der dichte Rauch, der über die Schienen wehte, verschwand nicht.

Er griff zum Funkgerät an seinem Gürtel. Nachdem er sich ausgewiesen und seinen Standort durchgegeben hatte, sagte er: »Hier weht beträchtlicher Rauch über die Schienen.«

Der Lokführer eines Pendelzuges klinkte sich ein und berichtete dasselbe. Die Funknachrichten nahmen zu, als der Acela-Lokführer den Zug abbremste, bis er seine Geschwindigkeit auf etwa 50 km/h gedrosselt hatte. Er fuhr in die Rauchwolke. Linker Hand sah er, wie Flammen zwischen dem Gebüsch und dem Gras neben den Schienen aufloderten.

»Etwa drei Meter neben den Schienen brennt es. Der Wind bläst den Rauch und die Flammen sowohl über die nach Norden als auch über die nach Süden führenden Schienen.«

Beide, der Acela- und der Pendelzug, die als Erste gemeldet hatten, fuhren vorsichtig an der Stelle vorbei. Zwei Minuten nach dem ersten Bericht des Fahrers wurde der Verkehr auf den Schienen komplett eingestellt, beziehungsweise bis auf weiteres an den Bahnhöfen weiter im Norden und im Süden zurückgehalten.

3

Julia stand auf der Veranda und sah zu, wie die Frauen den Hügel hinaufliefen, ihre Kinder rannten ihnen voraus. Sie hörte nicht, was sie sagten, sah aber, wie sie beim Sprechen heftig gestikulierten. Einmal sahen sie zu ihr zurück und winkten. Thomas öffnete die Schiebetür hinter ihr.

»Wann gibt's Essen?«

»In einer halben Stunde«, sagte sie, ohne sich umzudrehen.

Sie hörte, wie die Tür wieder zugeschoben wurde, und lehnte sich erneut in ihrem Stuhl nach hinten. Worüber sie wohl redeten? Kurz dachte sie darüber nach, ob ihre Idee, einfach Eis zu verteilen, irgendwie merkwürdig gewesen war. Noch immer schmeckte sie das künstliche Kirscharoma auf der Zunge. Evelyn ernährte sich nur von Bio-Nahrungsmitteln, und Julia fragte sich, ob sie sie wohl gekränkt hatte, weil sie Eis an die Kinder verteilt hatte, ohne sie zuvor zu fragen, ob das okay war.

Manchmal dachte Julia, dass sie zwei Hirne haben musste. Oder genauer gesagt, zwei ganz unterschiedliche Hirnhälften. Die eine aus der Zeit, als sie Karriere gemacht hatte, die andere seit sie zu Hause bei den Kindern war. Manchmal sollte sie einfach innehalten, nicht alles bis ins kleinste Detail planen, spontaner sein. Kinder plus Sommer gleich Eis. Es konnte auch so einfach sein.

Gerade als sie aufstehen und das Abendessen vorbereiten wollte, ein Hühnchengericht, das schon seit vier Stunden im Schongarer war, vibrierte ihr Handy wieder. Michael rief an. Sie erkannte seine Nummer nicht sofort. Er hatte sich vor wenigen Wochen ein neues Handy zugelegt. Davor hatte er jahrelang im-

mer nur das von der Arbeit gestellte benutzt. Er hatte noch immer beide bei sich. Doch jedes Mal, wenn sie die Nummer sah, war sie genervt, weil es eine beständige Erinnerung an die Veränderung war, die nicht zu hundert Prozent die Idee von ihr und ihrem Mann gewesen war.

»Hey«, grüßte sie ihn lachend. »Ich hab mich noch nicht an deine neue Nummer gewöhnt.«

»Entschuldige«, sagte er.

Als sie schwiegen, drangen die Geräusche im Hintergrund durchs Handy zu ihr. Sie schienen noch lauter zu sein als vorher.

»Himmel, was ist denn bei dir los?«

Als er redete, musste sie sich konzentrieren, damit sie ihn über den Lärm hinweg überhaupt verstand. »Sie haben die Strecke nördlich von Philly gesperrt. In beide Richtungen. Du solltest das Chaos hier sehen. Der Bahnhof ist schrecklich überfüllt.«

»War da ein Unfall?«

»Ich glaube nicht. Ein Typ, mit dem ich geredet habe, bekommt Amtrak-Störungen auf seinen Twitter-Account geschickt. Anscheinend brennt es in New Jersey.«

»Das sind keine guten Nachrichten.«

»Ja, das habe ich mir auch gedacht. Vielleicht miete ich einfach ein Auto. Das ist dann zwar teurer, aber das hier könnte noch die ganze Nacht so weitergehen.«

»Okay«, sagte sie zerstreut.

Evelyn und Tara waren jetzt nicht mehr zu sehen. Sie stand auf und legte eine Hand auf die Brüstung der Veranda.

»Mach, was du denkst«, sagte sie. »Ich liebe dich.«

»Ich liebe dich auch«, sagte er. »Ich schreibe dir, wenn ich irgendwas höre oder mich umentscheide. Sag auch unseren Rabauken, dass ich sie liebe.«

»Mache ich.«

»Bis bald, Süße.«

»Kann es nicht erwarten. Pass auf dich auf.«

»Mache ich.«

Sie legte auf, sah den Hügel hinauf zum bewaldeten Teil der Nachbarschaft, dann schloss sie die Augen einen Moment lang.

Sie hatte immer den Zug nach Washington genommen, um zur Arbeit zu fahren. Das war, bevor sie Kinder hatte, aber noch nie hatte sie gehört, dass die Strecke wegen eines Buschfeuers gesperrt war.

»Mom!« Evan rief nach ihr.

Sie machte die Augen wieder auf und sah den großen Garten mit dem Spielturm aus Holz und dem Lacrosse-Feld dahinter. Das Gras müsste mal wieder gemäht werden, aber das konnten sie am Wochenende machen.

»Komme!«, rief sie und drehte sich um.

»Thomas hat gesagt, ich bin ein Grobian.«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich komme ja schon.«

Julia scrollte durch ihr Handy, während die Kinder am Tresen aßen.

»Isst du nichts?«, fragte Thomas.

»Doch gleich … in einer Minute.«

Sie fand den Twitter-Account von Amtrak und eine weitere Webseite, auf der von der Streckensperrung berichtet wurde. Im letzten Tweet stand, dass die Strecke auf unbestimmte Zeit gesperrt war. Sie schloss die Augen und hielt sich eine Hand vor den Mund.

»Geht's dir gut, Mom?«, fragte Evan.

»Ja, klar doch. Aber Daddy kommt heute so richtig spät nach Hause«, sagte sie.

»Was ist mit dem Spiel?«, fragte Evan.

Michael hatte gehofft, dass er zu Hause sein würde, um sich das Ende des Phillies-Mets-Spiels zusammen mit ihnen im Fernsehen anzusehen. Sie warf einen Blick auf die Uhr. Das würde er keinesfalls rechtzeitig schaffen.

»Dann sehe ich mir das mit euch an.«

Thomas machte große Augen. »Ehrlich?«

Sie lachte. »Aber klar doch!«

»Aber du hasst die Phillies«, sagte Evan.

»Stimmt nicht.«

»Stimmt wohl«, kam es unisono von ihren Söhnen.

»Na, dann mache ich heute Abend eben eine Ausnahme«, sagte sie grinsend.

Dabei hatte sie wirklich keine Lust, sich das Spiel anzusehen. Viel lieber würde sie draußen auf der Veranda lesen, den Geräuschen ihrer perfekten Nachbarschaft lauschen, in der nach einem langen Sommertag langsam Ruhe einkehrte. Aber das würde wohl nicht passieren. Trotzdem war es okay für sie.

Aus einer Laune heraus rief sie Evelyn an.

»Vermisst du mich schon?«, scherzte ihre Freundin.

»Absolut. Hey, ich habe gerade gedacht, dass wir einen Frauenabend für Tara organisieren sollten. Das könnte sie gerade wirklich gebrauchen, bei allem, was bei ihr so los ist.«

»Super Idee. Soll ich die Sammelmail verschicken, oder machst du das?«

»Das kann ich machen«, sagte Julia. So hätte sie während des Spiels wenigstens etwas zu tun. »Sollen wir Karen einladen?«

»Sie ist so eine Langweilerin«, sagte Evelyn.

»Also ich mag sie.«

»Dann lad sie ein, wenn du Lust hast. Allerdings fühlt sich Tara in ihrer Nähe nicht wohl.« Evelyn lachte. »Bei ihr hat man das Gefühl, als würde sie einem geradewegs in die Seele sehen.«

»Ev!«

»Tschuldige.«

Julia schüttelte den Kopf. »Wahrscheinlich kommt sie gar nicht. Was meinst du?«

»Vermutlich nicht.«

»Okay. Dann schicke ich nach dem Essen was rum.«

»Super.«

Nachdem sie aufgelegt hatte, rief Julia Michael an. Nach dem dritten Klingeln hob er ab.

»Hey«, sagte er.

»Mann, das ist ja noch lauter geworden.«

»Stimmt. Totales Chaos hier. Ich glaube, hier sind so um die tausend Leute. Überall ist es gerammelt voll.«

»Wo bist du?«

»Ich bin in der Acela-Lounge, da ist es nicht ganz so schlimm. Aber auch hier können wir nur stehen. Ich wollte gerade rausgehen und einen Blick auf die Anzeigetafel werfen. Vielleicht finde ich heraus, wann sich das Chaos auflösen soll. Das hier erinnert an einen Moshpit mit lauter Anzugträgern.«

Sie lachte. Michael nahm alles auf die leichte Schulter. Das war einer der Gründe, weshalb sie sich vor zwanzig Jahren zu ihm hingezogen gefühlt hatte.

»Es sieht nicht gut aus«, sagte sie. »Hast du dir das mit dem Mietwagen noch mal überlegt?«

»Ich habe etwas rumtelefoniert.«

»Was? Das habe ich nicht verstanden.«

»Ich habe rumtelefoniert«, sagte er lauter. »Sieht ganz so aus, als wären andere schneller gewesen. Vielleicht nehme ich mir einfach ein Zimmer. Wäre das in Ordnung?«

»Welches Hotel?«

Er machte eine Pause. »Das Paramount ist nicht zu übel.«

»Das kostet um die dreihundert pro Nacht«, warf sie ein.

»Stimmt.«

Sofort bereute Julia, was sie gesagt hatte. Noch vor wenigen Monaten hätte sie das gar nicht erwähnt, doch die Ungewissheit hatte sich in ihrem Kopf breitgemacht und mit einem Mal schienen 300 Dollar viel Geld für ein Hotelzimmer zu sein.

»Aber … mach einfach, was du willst. Also, wenn die Dinge so laufen, wie geplant, dann passt ja alles für uns.«

Sie hörte etwas, das nach Hundegebell klang. Sie blinzelte.

»War das ein Hund?«

»Ich kann nicht …«

Mitten in Michaels Satz wurde die Verbindung unterbrochen.

4

Schon zehn Minuten, nachdem die Strecke gesperrt worden war, schwoll die Menschenmenge in der Penn Station an. Das passierte nicht auf einmal. Die übliche Anzahl an Fahrgästen traf nach und nach für die nächsten Züge ein. Nach zwanzig Minuten ließen zwei Züge, die sich gefüllt hatten, aber noch nicht abgefahren waren, ihre Fahrgäste wieder aussteigen. Alle drängten zurück auf die Plattform und die Treppen hinauf zum Bahnhof. Nach einer Stunde tummelten sich Hunderte vor der riesigen Anzeigetafel bei den Ticketschaltern. Darauf wurden Dutzende einfahrende oder abfahrende Züge angezeigt. Doch schon zu diesem Zeitpunkt wurde bei jedem Zug *verspätet* angezeigt.

Streckenfahrdienstleiter, Männer wie Frauen, starrten auf den gigantischen Bildschirm an der Wand im Kontrollraum der Penn Station. Der Bildschirm war über zwanzig Meter breit und zeigte den genauen Ort von jedem Zug innerhalb eines 150-Kilometer-Radius um die Stadt an. Normalerweise verfolgten die Fahrdienstleiter das Vorankommen der Züge. An diesem Tag konnten sie nur mit offenstehendem Mund den absoluten Stillstand jedes einzelnen bezeugen.

An einem normalen Tag kamen über tausend Züge in und aus dem Bahnhof gefahren, der sich labyrinthartig unter dem Madison Square Garden erstreckte. Hunderttausende Pendler kamen an Bord von Zügen hereingefahren, stiegen in U-Bahnen um oder nahmen die Rolltreppen hinauf in die quirlige Stadt. Aufgabe der Streckenfahrdienstleiter im Kontrollraum war es, die Teile dieses riesigen, sich bewegenden Puzzles an die richtigen Stellen zu rücken, in dem Wissen, dass die Menge da

draußen schon bei einer fünfzehnminütigen Verspätung gereizt wurde. Jede Minute, die an der riesigen Uhr über dem Bildschirm verstrich, ließ ihre Besorgnis weiter ansteigen. Sie hatten schon schlechte Tage gehabt, aber nur wenige hatten einen schlimmeren Tag als diesen Freitag im August erlebt.

Die Streckenfahrdienstleiter verstanden besser als alle anderen, was hier gerade vor sich ging. In gewisser Weise hatte das Feuer die Flut der Pendler in der Penn Station aufgestaut. Und genau wie Wasser auf eine Seite des Staudamms drängt, quetschten sich immer mehr Menschen auf den Bahnhof. Immer mehr trafen hier ein, immer weniger gingen von hier weg. Zunächst füllte sich die höhlenartige Mitte des Bahnhofs vollständig, dann wurde der Bereich um die Buchläden, Pizzashops und anderen Läden überschwemmt. Die Menschen lehnten an Wänden, drängten sich zwischen die großen Gruppen, sobald sich irgendwo ein Raum auftat, oder aber sie telefonierten mit weggedrehtem Kopf, hielten sich dabei ein Ohr zu, während sie ihre Angehörigen über die Verspätung informierten.

Das Wort *Buschfeuer* breitete sich im Bahnhof aus, trug zum Unwillen der Menschen bei, von hier wegzugehen. So ein Buschfeuer müsse doch in Kürze beseitigt sein, dachten sie. Da sich ihnen keine unkomplizierte Alternative bot, harrten die meisten einfach aus, während weitere Hunderte hier eintrafen. Innerhalb einer Stunde liefen über zweitausend Menschen durch die Penn Station und versuchten, das Beste aus ihrer Situation zu machen.

Gegen 17.43 Uhr hatte sich die Anzahl der New Yorker Bahnpolizei verdoppelt. Männer in dunklen Uniformen gingen mit Scannerblick und aufeinandergepressten Lippen zwischen der Menschenmenge umher. Hundeführer liefen mit Suchhunden am Rand entlang, suchten nach Hinweisen für das Undenkbare. Es wurde immer heißer, und der Geruch von Schweiß und klammer Wolle hing in der feuchten Luft, die sich wie Spinnweben über die Menschen legte.

Um 17.58 Uhr durchdrang lautes Bellen den hohen Lärmpegel. Stimmen wurden laut. Eine tiefe Männerstimme stieß einen alarmierten Schrei aus, dann hagelte es eine Reihe Befehle. Überall im überfüllten Bahnhof waren die Menschen wie erstarrt. Zwei Minuten später, um Punkt 18 Uhr, explodierte eine Bombe. Die Explosion riss Menschen und Wände gleichermaßen mit sich fort. Blaue Plastikstücke von den Stühlen in der Acela-Lounge hatten sich in die Betonwände hinter den Ticketschaltern gebohrt. Rauch, Feuer und Chaos verschluckte die Penn Station von New York, Hunderte waren auf der Stelle tot oder verletzt. Der darauffolgende Riss und die Explosion einer Erdgasleitung brachte noch weitere Menschen um und führte zu Tausenden von verletzten, blutenden, blinden, tauben und für immer veränderten Menschen.

5

»Michael?«, rief Julia, nachdem die Leitung unterbrochen worden war.

Sie ging in der Küche auf und ab. Worüber auch immer sich ihre Söhne gerade unterhalten hatten, sie waren verstummt. In angespanntem Schweigen sahen sie zu, wie ihre Mutter zum Wohnzimmer ging und dort aus dem Fenster starrte. Draußen war alles friedlich. Vögel zwitscherten, und die Sommersonne hing noch immer über den sanften Hügeln im Westen. Langsam fuhr ein Auto vorbei, bestimmt irgendein Vater, der von der Arbeit nach Hause kam. Von irgendwoher auf der Straße wurde leises Kinderlachen zu ihr getragen.

»Michael?«

Sie schaute auf das Handy. Der Anruf war beendet. Sie wählte seine Nummer, landete aber direkt auf der Mailbox. Also versuchte sie es auf seinem Arbeitshandy; da war es dasselbe. In der Annahme, dass er gerade versuchte, sie zu erreichen, legte sie auf, ohne eine Nachricht zu hinterlassen. Ehrlich gesagt hatte sie nicht damit gerechnet, dass er den Anruf an seinem alten Handy annehmen würde. Er hatte es in letzter Zeit so gut wie nicht benutzt. Vermutlich lag es in seinem Koffer. Ach, Anrufe wurden doch ständig unterbrochen, dachte sie.

Kein Grund zur Besorgnis, sagte sie sich immer wieder. Doch je öfter sie diesen Satz wiederholte, umso besorgter wurde sie.

6

Meine Augen öffneten sich im Nichts. Zuerst dachte ich, ich könnte nicht sehen. Alles war weiß, überall. Es umgab mich, trennte mich von allem ab, was um mich herum war. Ich existierte in einer Farbe, allein und unmenschlich.

Was bin ich?

Das war mein erster Gedanke. In diesem ersten Moment hatte ich keine Ahnung. Ich konnte meine Hände, Arme oder Beine nicht sehen, konnte mein Gesicht oder meinen Körper nicht spüren. Stattdessen schien ich außerhalb der Realität zu schweben, war mehr ein Gedanke als ein körperliches Wesen.

Wer bin ich?

Dieser Gedanke kam mir, als Laute wieder in meine Welt Einzug hielten. Die Stille um mich hörte einfach auf. Dafür erdrückte mich ungeheuerlicher Lärm wie die zermalmenden Hände eines schrecklichen Riesen. Hervorgedrückte Schmerzensschreie und das herausgepresste Stöhnen der Sterbenden. Herunterkrachende und einstürzende Betonteile, das Kreischen von berstendem Metall. Überall um mich herum ertönten Alarmlaute, schrill und unheimlich laut.

Als Nächstes kam der Geruch. Mein Mund füllte sich mit einer zähen Flüssigkeit, die wie bitteres Gift war. Blechern und süß mit einem Hauch Fäulnis drängte sie von überall her zugleich. Ganz instinktiv – mehr Gehirnfunktion bekam ich in diesen ersten Momenten nicht zusammen – atmete ich durch den Mund ein. Staub überzog meine Kehle und füllte meine Lungen. Ich würgte und hustete, und mit jedem Erzittern strahlte ein durch-

dringender Schmerz von meinem Kopf aus, als hätte ein Eisenbolzen meine Schläfe durchbohrt.

Irgendwie bewegte sich meine Hand. Ich kann allerdings nicht behaupten, dass das schon eine bewusste Bewegung war, denn sie erhob sich aus dem Schutt eher reflexartig als durch Willen. Diese Bewegung brachte ein weiteres Bruchstück der Realität. *Ich bewege mich*, dachte ich. *Also lebe ich noch.*

Langsam wanderte meine Hand nach oben, schwebte direkt am Rand des abstrahlenden Schmerzes. Bebend schob ich die Hand über diese unsichtbare Linie hinweg und spürte eine spröde Kruste. Staub, Fetzen von Deckenplatten und Körnchen von zerriebenem Betonschalstein lagen wie frisch gefallener Schnee auf meinen Haaren. Ich wischte sie weg, und der Schmerz flackerte exponentiell dazu auf, zwang mich, die Augen zu schließen. Meine Hand rührte sich nicht, während ich darum rang, das Bewusstsein nicht zu verlieren. Die Schmerzen waren so unerträglich, dass Wellen der Übelkeit über mich hinwegspülten. Doch ich wusste, würde ich mich jetzt bewegen, dann könnte ich die Schmerzen nicht ertragen.

Sobald die erste Schmerzenswelle abgeebbt war, nahm ich meine Hand wieder weg. Mit einem Auge sah ich auf meine kalkweißen Finger, deren Spitzen mit dem leuchtendsten Rot überzogen waren, das ich je gesehen hatte. Meine Augen brannten, alles schwankte. Ich blinzelte, dann wurde mir klar, dass es Blut sein musste.

Der Alarm hörte einfach nicht auf. Er kam von überall her. Irgendwie erinnerte mich das Geräusch an Insekten im Spätsommer, die Kadenz war dieselbe, nur war diese hier ohrenbetäubend laut. Gleichzeitig klang der Alarm wie schriller Feueralarm. Ich öffnete das zweite Auge, versuchte, meinen Blick konstant auf etwas zu richten. Zunächst war alles weiß. Dann zeichneten sich langsam Konturen ab. Das vor mir sah nach einer Schutzmaske mit gesprungenem Glas aus, daneben ein großer Metallbehälter. Ein Gummischlauch lag auf dem aufgerissenen Boden und verschwand dann unter einem riesigen Berg, den ich für Asphalt oder eingestürzten Beton hielt.

Meine Hand bewegte sich wieder, aber dieses Mal war es eine bewusste Entscheidung. Ich streckte sie aus, berührte vorsichtig die glatte Oberfläche der Maske. Als ich die Hand zurückzog, fiel mir der rote Streifen auf dem Glas auf. Ich weiß noch, dass ich ihn anstarrte. Keine Ahnung, wie lange. Und ich weiß noch, dass ich mich fragte, ob das Blut schon davor darauf gewesen war oder ob es von meinem Finger stammte.

Der Alarm dröhnte weiter. Ich musste weg hier. Der schrille Ton malträtierte die Nervenenden in meinem Kopf, als würde ein Feuer unter meiner Schädeldecke brennen. Ich stützte mich mit einer Hand ab, die erste Maßnahme im Versuch, mich aufzurichten. Der Boden unter mir schwankte. Erst da wurde mir klar, dass da gar kein Boden mehr war, sondern nur herumliegende Trümmer.

Ich mühte mich ab, und die Schmerzen wurden stärker. Je mehr ich versuchte, mich zu bewegen, umso dunkler wurde meine Welt. Während sich der nebelartige Staub langsam legte, wurde mir klar, dass das einzige Licht von weit her kam. Ob es Tageslicht oder künstliches Licht war, konnte ich nicht ausmachen. Die Luft war so schwer und roch so schlecht, dass ich von Letzterem ausging, aber mehr Indizien hatte ich dafür nicht.

Irgendwann stemmte ich mich auf die Knie. Mir war so schwindlig. Ich kämpfte dagegen an. Aus irgendeinem Grund übernahm der Teil des Gehirns die Führung, der unverändert war, seit die Menschen sich zum ersten Mal auf zwei Beinen fortbewegt hatten. Dieser Teil hatte also das Sagen. Und er befahl mir, mich zu bewegen, hier rauszukommen. Etwas Schreckliches war passiert. Etwas Gewaltiges. Überall Alarm und Zerstörung. Ich fand noch nicht einmal den Boden. Außer dem metallischen Geruch stieg mir jetzt etwas anderes in die Nase. Ich konnte es

nicht sofort bestimmen, aber ich wusste, dass es Gefahr bedeutete. Rückblickend denke ich, dass es der Schwefelgestank vom Erdgas gewesen sein könnte. Damals wusste ich einfach nur, dass es nichts Gutes verhieß.

Sobald ich auf den Beinen war, nahm der Schwindel weiter zu. Genauso die Übelkeit. Ich würgte, aber außer einem schmerzvollen Stöhnen kam nichts heraus. Ich ließ mich auf ein Knie fallen, hielt den Kopf mit den Händen fest. Am liebsten hätte ich laut geschrien, doch ich wusste, dass es nur alles schlimmer machen würde. Ich musste raus hier.

Ich quälte mich auf, stand wieder, machte einen Schritt, stolperte im Geröll und stürzte. Dieses Mal stand ich sofort wieder auf, machte noch einen Schritt, kam an der Maske und dem Metallbehälter vorbei. Ich blieb kurz stehen, war verwirrt über die Tatsache, dass zumindest ein Alarmton von dieser Ausrüstung herrührte.

Ich kann und werde niemals behaupten, dass ich das menschliche Gehirn verstehe. Noch werde ich jemals wirklich wissen, was an jenem Tag passierte. Doch ich habe diese eine Erinnerung. Sie ist so lebhaft und hat sich mir dann ins Gedächtnis gegraben, als ich zu der am Boden liegenden Maske und dem Metallbehälter sah, nachdem ich daran vorbeigegangen war. Ein einziges Wort füllte die Leere, die noch in der Sekunde davor in meinem Kopf vorherrschte.

Feuerwehrmann.

Ich wusste, was das bedeutete. Nichts von allem anderen ergab einen Sinn, aber das verstand ich. Jemand hatte diese Atemschutzmaske getragen. Jemand war hier gewesen, um den Menschen zu helfen. Jetzt waren alle weg. Ich folgte dem Schlauch, beugte mich sogar nach unten, berührte ihn. Ich folgte ihm bis zu dem Riss neben meinen Füßen. Als ich genauer hinsah, entdeckte ich, dass es sich um gegossenen Beton handelte, ein schartiger Klotz, mindestens sechs Meter lang und doppelt so breit.

Aus irgendeinem Grund bückte ich mich und griff mit blutigen Fingern in die Rille, in der der Schlauch verschwand. Ich ächzte. Um ganz ehrlich zu sein, ich habe keine Ahnung, wie sehr ich versuchte, diesen Brocken anzuheben. Vielleicht kein bisschen, vielleicht mit aller Kraft. Er bewegte sich jedoch keinen Millimeter. Nichts bewegte sich. Außer mir.